

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Nr. 2.

Wöchentlich eine Nummer.
 Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 6. Januar 1889. —

Große Ausgabe mit
 allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.



Lotterie-Schwester. Von Josef Gifels. — Siehe Seite 6.
 Das Original ist im Besitze des Kunsthändlers F. Schwarz in Wien.

Rauchend verboten.

Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

Wenn man vor Zeiten über den Marktplatz des nordischen Städtchens Husum schritt, führte der Weg geradeaus gen Süden in die sogenannte „Alte Straße“. Sie war auch sehr alt. Man sah fast nur Häuser mit hohen, alterthümlich zugespitzten Giebeln, und manche neigten ihr durch die Jahrhunderte gebeugtes, fensterreiches Haupt so weit vornüber, daß schon der Gedanke bedrängte, dort hinaufzusteigen und aus den lufartigen Oeffnungen hinauszuschauen. Aber sie standen doch fest. Mächtige Strebeballen von Eichenholz stützten die Dächer und schwere, dicke Grundmauern, wie sie heute kein Baumeister mehr auführt, bildeten in ihrem starken Gefüge ein festes, der Zeit trotzendes Fundament.

Jedes Gebäude hatte einen tiefen, geräumigen Flur, und jedes einen gewölbten, großen Keller. Aber einige zeichneten sich nicht nur durch ihren alterthümlichen Baustil an sich aus, sondern entzückten auch durch künstlerische Einzelheiten das Auge.

Es galt das besonders von dem sogenannten „Kleinen Rathshof“. Ein hoher, schmaler Unterbau mit willkürlich vertheilten, in bogenförmigen Ausschnitten eingelassenen, weit späteren Bedürfnissen angepaßten Fenstern, trug einen zierlichen Giebel mit Sinnprüchen. Einige Fenster waren fast verdeckt durch die Blätter und Blüten hoch sich emporrichtender Rosenstöcke; andere zeigten keine, erblindete, bei Sonnenschein in Regenbogenfarben schimmernde Scheiben, und nur zur Linken am Eingange blühte das Glas moderner Fenster in durchsichtiger Sauberkeit.

Zur Linken im Hause befand sich die lange, schmale Wirthsstube mit diesen überaus bequemen Ecken und Winkeln und alten, aber wohl erhaltenen, blank schimmernden Tischen und Stühlen.

Hier fanden sich Mittags die angesehenen Bürger der Stadt ein und tranken Braumbier aus zinnernen Krügen und rauchten ihre Pfeifen.

Überall an den kalkweißen Wänden sah man alterthümliche Gegenstände. Jeder war so schön, daß er nicht nur ein Künstlerauge fesseln mußte. Aber besonders anziehend wirkte die Schenkisch-Ecke, zur Linken im Flur-Eingange, mit dem alten Eichenische, Zäffern, bemalten Gläsern, Humpen, messingenen Leuchtern und kupfernen Trichtern. Hier wirthschaftete das Mädchen, das die Gäste bediente, und sehr oft am Tage stieß sie den Zapfen in ein Faß und ließ das kühle Bier in die steinernen oder zinnernen Krüge laufen.

Am Ende des schmalen Hauses, in einem Anbau, befand sich ein großes, sauber gehaltenes Gemach mit Alkoven, alten Schränken und Truhen, und endlich hinter diesem ein weißläufiger Raum, der vier hell gefärbte Wände zeigte und dessen Fußboden mit rothen Backsteinen abschüssig gepflastert war. Hier war die Brauerei, und allezeit wehte dort eine kaltfeuchte Luft und roch es würzig nach Malz. Riefige Kübel und umgestülpte Tonnen standen umher. Eine Pumpe mit glattglänzendem eisernen Schwengel erhob sich zur Rechten, und durch die hellen Scheiben schaute man auf den Hof, auf dem breite, offene Bierwagen standen, häufig ein ruhebedürftiger Hund schlief und fast allezeit gackernde Hühner mit dem steif einherstreichenden Hahn nach Futter suchten.

Alter, Sauberkeit und Ordnung wirkten zusammen, um Allem im Hause ein überaus anziehendes Gepräge zu verleihen. Diejenigen aber, die einen besonders poetischen Sinn hatten, setzten sich im Sommer oder bei schöner Jahreszeit draußen neben der Thür auf einen, zwischen figurenreichen Sandstein-Postamenten angebrachten steinernen Ruheplatz, bewunderten die Anmuth einer wilden weißen Rose, die den Sockel einer das Postament zierenden Ritter-Statue mit ihren duftigen Blumen und kraftvollen Blättern umrankte, und tranken hier das erfrischende Braumbier.

Das Häuschen gehörte dem Brauer Hennig Karsholm, der spät geheiratet hatte und eine einzige Tochter besaß, die Inge hieß. Die nicht mehr ganz junge, fast taube Frau ging den ganzen Tag still arbeitend und schaffend im Hause umher, bediente mit einer Ransell die Gäste, sah nach der Küche, hielt das übrige weibliche Gesinde an und schaltete in der Brauerei, wenn Hennig über Land gefahren war. Er stand früh Morgens um fünf Uhr auf, besorgte seine Arbeit und zeigte sich nur kurze Zeit Mittags und regelmäßig Abends den Gästen. Immer war er thätig, und nur Mittwoch Nachmittags ging er im Sommer zum Kegeln draußen in's Deichwirthshaus.

Er bediente die Kundschaft nie, er begegnete ihr mit der freundlich gelassenen Miene eines Mannes, der ein gastfreies Haus öffnet, der, ohne viel Beiwerk im Wesen, es seinen Freunden bequem und behaglich zu machen

wünscht und die Ehre des Erscheinens eben so sehr auf ihrer als auf seiner Seite sieht. Karsholm galt als ein charakterfester, unbegleiteter Mann, der genau wußte, was er wollte, konnte und durfte, und für seine Ueberzeugung alle Folgen trug.

Am Ende jeder Woche hatten die Primaner des alten Gymnasiums Abends versteckte Zusammenkünfte im alten Rathshof. In einem Raume neben dem Wirthszimmer standen ein langer Tisch und ein Dutzend hohe Eichenholz-Stühle, die Hennig einmal gelegentlich bei einer Auktion in einem Patrizier-Hause gekauft hatte, und in die Wand war eine alte viereckige Uhr in Bronze eingelassen, die ein messingenes Zifferblatt trug, aus dem oben ein blau gemalter Mond hervorgabte. Der Mond hatte das Gesicht eines alten Junggeßellen, der über die silbernen Sterne lachte, die rings um ihn her versammelt waren.

Es war Mitte Sommerzeit im Juli. Auf den Straßen vor den Häusern standen schwächende Bürger mit ihren langen Weichselholz-Pfeifen, schauten auf die vom Abendwinde bewegten Wolken oder sprachen vom Wetter oder vom kommenden Sonntage. Als aber die Rathshof mit ihren langsam schweren Schlägen die zehnte Stunde verkündete, zogen sie sich zurück. Zunächst begaben sich die Frauen, oft noch ein verschlafenes Kind nach sich ziehend, in's Haus, und ihnen folgten allmählig die Männer, nachdem sie die Pfeifen aufgeraucht, die Schwammdose ausgegossen und die Asche aus den Köpfen geblasen hatten.

Nun schlossen sich die Hausthüren. Ein eilig über die Gasse stiehendes Käpchen zwangte sich mit geschmeidigem Körper durch die Ninnstein-Höhlung eines die Gebäude verbindenden Pförtchens; zum letzten Male bellte noch in kurzen Absätzen ein Hund, und dann war Alles still und einsam auf den Gassen. Nur des Nachtwächters langsamer Schritt hallte ab und zu über die Straßen.

Bei Hennig Karsholm im Hinterzimmer war jedoch noch lautes Leben. Das Zimmer war angefüllt mit dichtem Tabaksqualm und durchweht von dem scharfen Duft des Bieres. Die Köpfe der hier zehenden Primaner waren vom Trinken erhitzt, ihre Augen und Wangen glühten, und bei dem lauten, geschwätzigen und erregten Hin und Her vermochte kaum Einer des Anderen Wort zu verstehen.

Besonders lebhaft war Andreas Bernstorff, des Stallers Sohn, ein hünenhafter Mensch mit dunkler, fast gelber Gesichtsfarbe, schwarzen, in sonderbarem Weiß schimmernden Augen und einem starken Flaum auf der Oberlippe. Mit seinen schneeweißen Zähnen konnte er einen dicken Bindfaden durchbeißen, und wenn der schwerste Mann sich auf einen der Eichenholzstühle setzte, hob er ihn und den Stuhl ohne Anstrengung empor und hielt sie eine Weile mit geradeaus gestrecktem Arme.

Er trank alle seine Kameraden zu Boden, und wenn er einen Vortrag hielt, lauschte Jeder gespannt. Andreas besaß eine hinreißende Art zu sprechen.

In dem kleinen Kreise herrschte er wie ein König. Was Andreas wollte, das mußte geschehen. Und wenn er, wie's einmal geschehen war, vorschlug, bei Nacht in's alte, baufällige Lagerhaus hinauf zu gehen, und mit weißen Tüchern umhüllt, oben aus den offenen Luken zu schauen, um dem Nachtwächter Gespensterfurcht einzujagen, so wagte Keiner, obschon der Folgen gedenkend, sich auszuschließen.

Manches war ihm als Sohn des Stallers durchgegangen, was bei Anderen schwer geahndet worden wäre.

Andreas Bernstorff war auch ein wilder Reiter. Er besaß einen schwarzen Hengst, den er täglich Nachmittags bestieg, und auf dessen Rücken er die waghalsigsten Stücke ausführte.

„He bricht noch mal dat G'nid!“ hatte Hennig Karsholm, wenn Mittags die Gäste wieder von „den Stallers sin Sohn“ erzählten, schon oft prophezeit. Kürzlich hatte er den Hengst gezwungen, über das spitze Gitter in den Klosterkirchhof zu springen. Das hatte großes Vergnügen gegeben und ward viel besprochen.

„Wo is he denn wedder herutkom'n?“ fragte einer der Bürger, als der Vorfall erörtert ward.

„Ah, — he salt of wedder torugg! Slank öwer de spitze Tun weg. De Hengst wull nich. Abers he slog enen mang de Ohr'n un up de Rüstern, un da muß he denn tum tweten Mal heröver!“

Die Zuhörer schüttelten den Kopf.

„Dat is en Düwelstert, de Stallers sin Andreas!“

An diesem Abend riß Andreas Bernstorff der Uebermuth so weit fort, daß er Karsholm's Tochter Inge, die heute wegen Krankheit der Ransell bediente, um den züchtigen Leib faßte und mit einem einzigen geschickten Ruck auf den Rehtisch stellte.

Und als Inge zornglühend eine Bewegung machte, um wieder hinauszuspringen, da fing er sie mit den Armen auf, zog sie an sich, drückte ihr einen Kuß auf die Wange und setzte sie leicht wie ein Nichts auf den Fußboden.

Dabei funkelten die dunklen Augen, und der Mund mit den weißen Zähnen öffnete sich weit, und als sie mit blickenden, zornglühenden Augen sich vor ihm aufrechtete und ihr heißerregter Athem ihn berührte, nahm er sie, laut lachend, noch einmal in seine Arme, ließ mit ihr zu einem in der Ecke stehenden Lehstuhl und hätschelte sie hier für kurze Augenblicke wie ein närrisches Kind, dem man zuredet.

Jetzt aber gelang es Inge, sich loszureißen, und als Andreas ihr abermals naheilte, holte sie mit ihrem etwas langen Arm aus und versetzte ihm einen solchen Backenstreich auf die kraftvollen, knochigen Wangen, daß er zurücktaumelte.

Inge war ein schönes Geschöpf. Die tiefen Augen lagen unter sehr langen, schwarzen Wimpern in ihrem edel geschnittenen Gesicht, und wenn sie den ausdrucksvollen Mund mit den schmalen, aber blutvollen weichen Lippen öffnete und lachte, — meist ging sie ernst, still, mit eigenthümlich forschenden Blicken die Gäste musternd, einher, — wirkte ihre Erscheinung unwiderstehlich.

Ihr Körper hatte schwellende Formen, aber etwas unbeschreiblich Sittsames lag über ihrer ganzen Gestalt, schon durch die Art, wie sie sich kleidete.

In der Stadt rechnete man auch Inge keineswegs unter die „simplen“ Bürgerstöchter. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war nach der Confirmation einige Zeit in einem adligen Hause im Holsteinischen gewesen, um sich weiter auszubilden. Inge besaß auch ihre eigenen, nach vorn im Giebel gelegenen Gemächer, und ihre und die Zimmer der alten Karsholms erreichte man, wenn man eine vom Flur aufsteigende, weißgestrichene und mit kunstvoll geschnittenem Geländer versehene Treppe beschritt, die von unten ungestützt, freischwebend an den Wänden befestigt, wie eine Brücke an einem Felsen hing. Diese an den Mauern hängende Treppe fiel beim Eintritt in den Flur um so mehr auf, als von ihr ein großes, zierlich gearbeitetes, mit Rasten und Segeln versehenes Schiff in den Hausflur herabhing.

Wenn Andreas Bernstorff mit Inge sprach, zuckte sie meist nur stumm die Achseln und senkte die Augen zu Boden. Es schien, als kämpfte sie zwischen Reizung und Vernunft, welche letztere ihr sagte, daß nur Unheil daraus entstehen könne, wenn sie sich mit dem wilden Sohn des Stallers einlasse. Hielt er sie dennoch einmal auf, so machte sie die Miene, als habe sie gerade jetzt etwas Eiliges zu besorgen. Sie fürchtete sich, von ihm umtrickt zu werden. Keiner widerstand auch diesem Menschen. Wenn der Eine oder Andere sich einmal auflehnen wollte, sah Andreas ihn mit seinen drohenden Augen an und zwang ihn, ihm zu Gefallen zu sein.

Als der junge Mann, der schon seit reichlich einem halben Jahre auf der Kieler Universität studierte und nur seiner Mutter Geburtstag wegen nach Haus gekommen war, am kommenden Mittag in seinem nach dem Schloßpark belegenen Zimmer saß, trat der alte Kammerdiener Maas mit der weißen Halsbinde und dem dunkelblauen, mit blanken Knöpfen besetzten Rock herein und sagte: „Herr Andreas, der Herr Staller wünscht Ihnen sogleich zu sprechen.“

Der Staller bewohnte das sogenannte Schloß, ein altes, schönes Gebäude mit hohen Gemächern, vielen reichen Studaturen und einer im Lande berühmten, in Braun und Gold gehaltenen Treppe mit herrlichen Schnitzereien.

Links parterre, in einem Anbau, befanden sich die Schreibzimmer, und zur Rechten im Schloß hatte der Staller, Graf Bernstorff, seine Arbeitsgemächer, die mit vielen alten Möbeln, Büchern und Gemälden in ovalen Rahmen angefüllt waren.

Der Graf war ein Mann mit starkgebogener Adlernase, einem hochmüthig aristokratischen Gesicht und mit einem schiefverzogenen Munde, als habe ihn einmal ein Schlag getroffen. Er saß unter Schriftstücken vergraben an seinem breiten, mit einer schneeweißen Marmorplatte versehenen und mit Tintenflecken besetzten Schreibtisch, als Andreas in joppenartigem, schwarzseidenem Hausrock bei ihm eintrat.

Ohne Einleitung erhob er den Kopf und sagte, als müsse die Sache so rasch wie möglich abgemacht werden, und den schiefen Mund noch schiefere als sonst ziehend: „Hennig Karsholm war soeben hier und sprach über die Affaire heut' Nacht. Du hast die Inge angepakt und geküßt und — solche Affairen mehr!“

Der Staller sprach allzeit in einem scharf nieselnden Tone, und insbesondere das doppelt angewandte Wort „Affaire“ klang äußerst gekniffen.

„Nun, — nun, — was ist mit dem Brauermädel?“ erwiderte Andreas, — hier hob sich die Stimme, und er warf den hochmüthigen Kopf in den Nacken und ließ sich in den Sessel zurückfallen.

„Der Unfug soll aufhören! Und alle Affairen sind abgeschmakt und unpassend. Wie? — Du hast also hinzugehen und Deine Excentricität zu exculpiren, — und dann, — dann, — wird der alte Polterer sich zufrieden geben, — und, — und, — am Besten, daß

das Lokal gemieden wird und daß, daß diese Affairen überhaupt eingestellt werden. — Verstanden?"

Und dann machte der Staller eine Bewegung mit der Hand, und Andreas nickte und ging wieder auf sein Zimmer. Hier setzte er sich an seinen Schreibtisch, guckte eine kurze Weile sinnend in den blühenden Park mit den gerade geschnittenen, dichten, grünen Hecken, den Postamenten, Sandstein- und verwitterten Marmor-Statuen, ließ die traumhafte Stille, die nur unterbrochen ward durch zeitweiliges verstecktes Vogelgezwitscher in den Zweigen der Bäume, auf sich einwirken und setzte dann einige Worte an den alten Hennig auf. Dabei flog ein eigenes Lächeln um seinen Mund, halb gutmüthig, halb Sarkastisch.

„Daß ich heute Nacht stark über den Durst getrunken, bekenne ich, und daß ich der hübschen, sittsamen Junge einen Kuß geraubt, ebenfalls, und daß mir dies insbesondere aufrichtig leid thut, und daß der alte, brave Hennig, der übrigens auch einmal jung war, mir dies verzeihen möge, bitte ich eindringlich.“

Die beifolgende Meerschamupsfeife, ein wohl zuge- rauchter Kopf, aber mit neuem Rohr und neuer Spitze versehen, — ersuche ich meinen guten Freund Hennig als Zeichen der Versöhnung anzunehmen, die schöne Junge aber, die Rosen, die Maafß überbringt, an ihre Brust heften zu wollen.

Eines wohlledlen Hennig Karsholm ergebenster Gast, Freund und Diener Andreas Bernstorff.“

„Ma—afß!“ rief alsdann Andreas, trat auf den breiten Corridor, und „Maafß“ wiederholte er mit laut schallender Stimme und bog sich über die alte goldverzierte, nuß- braune Treppe.

Und ein „Jawohl! Sofort, Herr Andreas!“ tönte zurück.

Als Maafß eifertig hereingehumpelt kam, gab An- dreas ihm Brief, Pfeife und die ihm am Morgen von seiner Mutter in einem geschliffenen Glase hingestellten Rosen und sagte:

„Bring' das zu Hennig Karsholm und bestelle einen Gruß und warte, was er sagt.“

Nach einer kleinen halben Stunde kam Maafß, ein Mann, der mit seinem knappgeschneittenen, schneeweißen Schnurrbart wie ein alter Reitergeneral aussah, zurück und stellte sich stumm und stramm an die Thür.

„Run?“ forschte Andreas Bernstorff, drehte sich auf seinem Sessel um und that tiefe Bzüge aus einer mit langen, bunten Quaften versehenen Pfeife. „Was gab's?“

„Sie lasen das Alle! Der alte Hennig, und was die Frau ist, und Junge und lachten, und der Alte steckte die Pfeife in den Mund, versuchte, ob sie Luft hätte und — und —“

„Na?“

„Ja! Es wäre gut!“

„Und Junge? Hat sie die Rosen angesteckt?“

„Ne, Herr Andreas! Sie ließ sie auf dem Birth- schaftstische liegen. Und als der Senator Carstens ge- rade kam, ließ sie fort.“

„Ja, ja, aber dann?“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Hat sie auch später die Rosen nicht an sich ge- nommen?“

Maafß fing an zu stottern und wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich sagte er und machte ein halb verlegenes, halb listiges Gesicht:

„Sie kriegte mir draußen beim Weggehen auf dem Flur zu packen und sagte: „Bestellen Sie man an den Herrn Andreas:“

Mehr Maafß hat ein Teufel zur Hand, Als Sanddörner sind an der Nordsee Strand!“

Einen Augenblick stupte Andreas, dann warf er, fast kindlich fragend, hin:

„Was soll das heißen, Maafß?“

„Was das heißen soll, Herr Andreas? Sie will sagen: Mit die Rosen wären es man Fismatenten. Sie meinten nichts damit und wollten sie bloß an der Nase herumführen. Nichts für ungut.“

„Na, gut, geh', Maafß!“

Als der Alte sich entfernt hatte, stellte sich Andreas an's Fenster und schaute lange unbeweglich in das Grün der hohen Bäume, und zuletzt beobachtete er eine Fliege, die unschlüssig und matt auf dem Fenster- sims umhertoch.

Und dann murmelte er: „Ah, schön und klug bist Du, süße Junge. Und wenn Excellenz, der Staller, Graf von Bernstorff nicht wäre, dann, — dann —“

Er unterbrach sich, denn nun eben trat eine feine Gestalt unter den Buchen hervor. Um ein edles, blaßes Gesicht war ein schwarzes Spitzentuch geschlungen, und ein dunkles Gewand umhüllte die zarten Glieder.

„Meine Mutter!“ flüsterte Andreas weich und trat zurück.

Dann aber warf er sich in den Sehnstessel, und während er grübelte, zuckten die Muskeln in dem stark markirten gelben Gesichte.

Nicht weit vom Schlosse, hinter dem Markte in der Schloßstraße, wohnte ein Barbier, der Josias Abel hieß. Abel trug eine Perrücke, hinkte, hatte das Gesicht eines Schaupielers und war verschnitzelt wie ein Fuchs.

Er schwatze, dienerte und log, aber er war geschickt und wegen seiner bösen Zunge gefürchtet.

Zu ihm ging Andreas Bernstorff in der Abend- stunde, nachdem er einen weiten Weg über den wind- frischen, einsamen Deich gemacht und den Gedanken, die ihn bestürmten, eine bestimmte Richtung gegeben.

Abel saß in seiner kasütenartigen, niedrigen, mit alten Möbeln und schlechten Bildern angefüllten Bar- bierstube und putzte ein messingenes Becken. Ab und zu tauchte er ein zerrissenes Tuch in ein Pulver, um durch Lesterses den Glanz zu erhöhen.

Andreas mußte sich beim Eintritte bücken und trat mit einem „Der Teufel hole die alte Spelunke“ in's Gemach, in dem es nach Seife, Pomade und schlech- tem Wasser roch. Josias Abel aber sprang empor, neigte den Kopf mit dem Gaunergesicht tief herab und fragte nach Andreas' Begehr.

„Schließ die Thür, daß uns Niemand hört!“ befahl der Student und ließ sich in ein altes, schwarzes, tief in die Wanddecke hineingeschobenes Sopha fallen. „Und dann sperre Deine langen Ohren auf und höre, was ich von Dir will. Wenn Du morgen früh in den alten Rathshof zu Karsholm gehst, dann gib dieses Billet an Junge. So aber, daß es Niemand sieht. Sobald Du meldest, daß Alles wohl besorgt ist, empfängst Du einen dänischen Spezies. Wenn Du aber schwatzeest, oder irgend etwas an's Tageslicht kommt, dann schneide ich Dir die spitzen Efelsohren mit Deinem eigenen Rasirmesser ab, so wahr ich Andreas Bernstorff heiße!“

Nach dieser halb ernst, halb launig gesprochenen Rede zog Andreas einen Brief hervor und fuhr, in einen vertraulichen Ton übergehend, fort:

„Nun, willst Du das geschickt besorgen, Josias Abel, bekannt als ein Ausbund von Schlaubeit?“

„Werd's schon machen, werd's schon machen, Herr Andreas,“ flüsterte der Barbier und zwinkerte mit den Augen. „Und die Junge ist Ihnen gut, ich weiß es!“

„Was weißt Du?“ warf Andreas abweisend hin.

„Es mag acht Tage her sein, eben als Sie gekom- men waren, Herr Andreas, da sprach ich Mittags im kleinen Rathshof vor, um einen Krug zu trinken. Ich hatte bei Peter Kramer einen Verband besorgt und spürte Durst. Da saß die Junge in der Ecke im Flur und weinte, und ich hörte, wie die Alte ihr überlaut zurief: „Und den wilden Junker Andreas hast Du wohl im Sinn! Ebenfogut magst Du Dich dem Teufel verschreiben.“

Andreas sah Josias Abel scharf in's Auge. Er traute ihm so wenig, daß er seine Worte für eine ge- fällige Rede hielt. Aber der Schluß machte ihn stutzig. Hatte Junge ihm nicht fast das Gleiche sagen lassen?

Er glaubte ihm, wiederholte seinen Auftrag und verließ die Wohnung.

Am kommenden Tage war der Gräfin Geburtstag und viel Leben im Schloß. Zahlreiche Gäste kamen um die Mittagszeit, und Verwandte fuhrten in schwe- ren Karrossen aus der Umgegend vor und wurden meistens im Hause des Stallers einlogirt. Auch die junge Comtesse Isa von Bogwisch, Andreas' Cousine, war mit ihrer Mutter eingetroffen und wandelte wohl eine Stunde kurz vor Tisch mit ihrem Vetter allein und im eifrigen Gespräch durch den Schloßgarten. Sie war zierlich wie eine Puppe und hatte namentlich so schöne zarte Hände und Ohren, daß schon Mancher sie deshalb in Poëmen besungen.

Isa befah eine eigene sonderbare Art beim Spre- chen. Sie antwortete niemals gleich, sondern hob stets erst fragend das Auge, während sie es während des Sprechenden Rede tief herabsenkte. Dies fragende Aufschauen gab ihrem Gesicht etwas überaus Lebhaftes, Ausdrucksvolles und verschönte es auch. Schon früher hatte Andreas sie mit dieser Eigenthümlichkeit genedt, und auch heute geschah es.

„Noch immer siehst Du die Menschen so forschend an!“ begann er. „Aber jetzt weiß ich den Grund genau.“

„Run?“ drängte Isa lachend und mit deutlicher Neu- gierde.

„Die Ohren sind zu klein zum Hören. Sie ver- stehen nicht gleich!“

Auch jetzt sah das Fräulein ihren Vetter mit Augen und Miene an, als ob sie nicht verstehe, dann aber schüttelte sie den Kopf.

„Könnte der Herr Vetter nicht etwas Anderes sprechen, als artige Reden, die gleich Complimenten klingen?“

„Doch, aber nicht mit Dir, Isa! Man muß Dir Schönes, Liebes sagen, weil Du schön und liebenswerth bist!“

Aber sie brach kurz und erröthend ab und fragte, ob Andreas am kommenden Tage mit ihr einen Reit- ausflug machen wolle.

„Gewiß! Mit besonderem Plaisir! Wir nehmen

den Weg nach Schleswig auf den guten Wegen. Gleich nach dem Frühstück, und um Mittag sind wir wieder daheim!“

(Fortsetzung folgt.)

Kaddenz verboten.

Goldspuren.



Eine Sylvester- Phantasie von Adalbert Meinhardt. Mit Illustrationen von C. Gerlach.

Sie waren Beide sehr gelehrt. Der Herr Professor war noch nicht alt und die Frau Professorin nicht mehr ganz jung; er ernsthaft und mager, sie rüchlich und heiter, also taugten sie gut für einander. Und eben weil sie in späten Jahren, nach langem Alleinsein erst, sich vereiniget, waren sie einander von ganzem Herzen zugehan. Sie liebte ihn so ausschließlich, daß nicht die Studien, die sie vordem höchst fleißig betrieben, nicht der neue Haushalt, noch alte Freunde ihr Denken je von ihm abziehen konn- ten. Er freilich, nach Männerart, er hatte auch Anderes im Kopfe: das Buch, das er herausgeben wollte, — die Abhandlung, welche sein Freund und Gegner über dasselbe Thema geschrieben, und alte Münzen, geschnittene Steine, verwichene Inschriften, seine Sammlung antiker Kleinkunst und deren Vermehrung, — das Alles lag ihm fast so sehr am Herzen, wie seine Liebe zu seiner Gattin. Die Frau Professorin war zu klug, um das nicht zu verstehen. Es machte sie stolz, daß ihr Mann ein so großer Gelehrter, von seiner Wissenschaft so erfüllt war, und daß sie dennoch nicht nur seine Arbeit begreifen, sondern mit ihrem Frauen-Verstande auch manches Mal ihm nützlich sein konnte.

Nun aber befah der Herr Professor unter anderen antiken Schätzen ein Marmorköpfchen, welches er einst auf einer Reise durch Sicilien von einem Händler erworben hatte. Das be- trachtete er alltäglich und immer von Neuem, und konnte sich nicht satt daran sehen. Aber nicht nur ob seiner wunderholden Schönheit liebte der ernste Gelehrte das Kunstwerk, sondern weit mehr, weil dessen Herkunft, einstige Bestimmung und Ge- schichte ihm unbekannt war, ihm zu denken gab. Das wußte die Professorin. Aber dennoch... Sie war eine Frau. Und hat eine Frau auch Vieles gelernt, und liest sie selbst Griechisch, und begreift sie gleich deutlich, von welcher Wichtig- keit es für die Welt ist, ob man in uralten Heroen-Zeiten schon Portrait-Statuen hatte, oder nur Götter-Gestalten in Tempeln, — es bleibt ihr doch schmerzlich, empfinden zu müssen, wie diese Frage ihrem Manne mehr gilt als sie. Und in die klugen, grauen Augen können ihr wohl einmal darob Thränen treten.

Es war an einem Sylvester-Abende, dem ersten, den die Zwei mitammen in ihrer neuen Ehe verlebten. Der Herr Professor hatte den ganzen langen Tag und bis in die Nacht hinein gar fleißig über seinen Büchern gelesen. Als er sich entschloß, seinen Schreibtisch zu verlassen, um aus seiner Studirstube herüber in das Wohnzimmer seiner Frau zu kom- men, hatte sie mit dem Thee schon längst auf ihn gewartet. Das Wasser im Kessel jummte behaglich. Auf dem weißen Tischstuche standen zwei Tassen bereit und ein Körbchen mit Kuchen, mit selbstgebadnem. — Für eine ehemalige, geprüfte Seminar-Lehrerin ist es keine kleine Kunst, Kuchen baden zu können. — Da nun der Professor sich auf das schwarze Moh- haar-Sopha zu ihr setzte, streckte sie ihm die Hände entgegen: „So, endlich! nun bist Du...“

„Ja,“ sagte er, „ich bin fertig und glaube das Richtige ge- troffen zu haben. Nur zur Bestätigung meiner Ansicht, die ich in der heutigen Arbeit aus einander gesetzt, bringe mir, meine Liebe, — willst Du so gut sein? — noch einmal den Kasten mit meinem theuren griechischen Köpfchen.“

In dem hell erleuchteten Zimmer der Eheleute war Alles still, so schien es dem Herrn Professor. Denn kein Gehör war nicht fein genug, das leise Rischen der Geister in der Theemaschine zu unterscheiden, noch den Seufzer, den seine Frau auf ihren Lippen ersticken mußte. Sie war bereit- willig aufgestanden, das so höflich Verlangte zu holen. Er schob die Tassen, den Kuchenkorb und seinen Koffer auf die Seite, daß das frische Tischuch zerrütert wurde. Als sie den Kasten darauf niedergelegt, hat er sie noch, die Petroleum- lampe näher zu rücken und den Schirm etwas schief zu stel- len, um den Kopf zu beleuchten. Aus der Umhüllung von feinen Seidenpapieren und Watte, welche sie selber dem Kunst- werke zur Schonung bereitet hatte, hob er es vorsichtig heraus. Der antike Kopf war aus parischem Marmor, von der Ist- lichsten Feinheit der Arbeit. Die Bzüge zeigten klassische Reih- heit, die Stirn war niedrig, das Räschen gerade, die edel ge- schwungene Linie der Brauen tadellos und die leicht geschürz- ten Lippen schienen zu athmen; keine griechische Aphrodite konnte hehrere Lieblichkeit zeigen. Das Besondere aber an dem kleinen Frauenkopfe war seine Bemalung. Nicht als ob ein so großer Gelehrter, wie der Professor, sich noch darüber gewundert hätte, daß Marmor-Statuen bemalt gewesen. Das stand ihm natürlich längst fest. Was ihm zu immer neuen Studien und Vergleichen Anlaß gab, das waren nicht die dunklen Wimpern, nicht das Roth auf den Lippen, nicht der zarte Farbenschimmer auf den feinen Wangen, noch die Ver- goldung auf den leichten Wellen des Haares. Es waren vorn am Ansatze der Haare, dicht über der Stirn und nahe an einander zwei längliche, scharf umrissene Flecken, auf welchen jener Goldglanz fehlte.



war vollständig frei von sicilianischen Idiotismen, wie sie doch, einem Buche des Professors zufolge, auf der Insel geherrscht haben müßten; — liebe Frau, Ihr habt Recht, selbstverständlich. Wir Frauen treffen immer das Rechte, schneller als mit Nachschlagebüchern und mit seiner Lupe ein noch so gelehrter Herr Ordinarius. Und Euer Eheherr konnte unmöglich Besseres thun, als Euren Winken in Allem zu folgen.“

„Wie meinst Du das,“ rief der Gelehrte eifrig, „was soll ich glauben, was muß ich denken? wer warst Du, und wer bist Du?“

„Gernach, Herr Professor! Fragt er Eure lebenswürdige Gemahlin, sie ist die Herrin hier, sie hat zu sagen, ob sie in dieser Neujahrsnacht, der ersten, seit Ihr Weibenein Paar seid, die Geduld besitzt, zu hören, wie ich Dir auf Deine

„Ja“, rief der Professor, „so war es, das weiß ich. Ich kenne die tessera auch, dieselbe; das Museum zu Palermo bewahrt sie.“

„Das ist leicht möglich. Der Kaufmann verglich die beiden Hälften, und da er sah, wie vollkommen sie stimmten, empfing er den unbekanntem Punier mit gebührenden Ehren, doch nicht eben freudig. Denn sein Erscheinen war ihm die Mahnung an ein halb vergessenes Gelübniß. In froher Stunde hatten die beiden Gastfreunde einst einander das Versprechen gegeben, ihre zwei Kinder, die dazumal noch in den Wiegen lagen, sobald es Zeit sei, zu vermählen. Nun war die Zeit da. Und wie das Ankleben des Karthagers zu einem brannen Rame erwachsen, der seinem Vater zwar wenig glich, so war auch des Silbäers Tochter zu einer Jungfrau herangeblüht. Mit ihren goldhell glänzenden Locken, den blauen Augen, dem heitern Sinn, war sie ihm so an's Herz gewachsen, daß unter all seinen kostbaren Schätzen dies Mädchen ihm doch der Kostlichste dänkte und er den Gedanken kaum fassen konnte, sich ihres Anblickes nicht mehr täglich erfreuen zu dürfen. Da nun der schlaue Afrikaner sein Zögern bemerkte, sprach er schnell, er wolle ihm der Tochter Abbild machen lassen. Und nur, wenn das so schon wie sie selber, ganz ohne Fehlbild, wie das Leben gelingen würde, solle der Vater gehalten sein, das Mädchen ihm zur Ehe zu geben. Statt ihrer könne er dann täglich ihr Bildniß betrachten. Er, der Afrikaner, habe, so erzählte er weiter, noch einen Grund zu diesem Vorschlag. Auf dem Handelsfahrzeuge, auf welchem er das Meer durchschiffte, sei er mit einem jungen Marmorbildner aus Attika zusammengetroffen. Dem habe er sein Wort gegeben, baldigt hier ihm Arbeit zu schaffen. Aber ein Kaufmann müsse sein Wort, so fuhr er fort zu seinem Gastfreunde, unverbrüchlich halten, sei's nun einem armen Künstler, sei's einem reichen Getreidekäufer. Da das der Sicilianer hörte, beschämte es ihn. Er zögerte nicht mehr, er führte den Fremdling in seines Hauses Frauengemächer, zu seiner holden, goldblonden Tochter. Das junge Mädchen verneigte sich züchtig, da sie die Männer eintreten sah. Und als darauf der Vater ihr sagte, sein Begleiter sei ihr Verlobter, lugte sie unter gesenkten Wimpern neugierig hinüber und verneigte sich abermals. Somit war die Verbindung beschloffen. Anderen Tages brachte der Punier seinen attischen Reisebekannten und hieß ihm seine Arbeit beginnen. Von dem feinsten, fleckenlosesten Marmor aus Paros gab er ihm ein Stück für die Statue, gab ihm köstlich echte Farben und reinen Goldes genau so viel, wie er brauchen mußte, um das Haar damit zu vergolden. Und der Athener begann sein Werk.“

Es waren aber in jenen alten Griechenzeiten die Künstler zumeist leicht entzündliche, warme Geister. Und junge Mädchenherzen waren auch nicht eben fühllos. Als daher nach etlichen Wochen der Afrikaner seine Geschäfte zu Silbäum beendet hatte und nunmehr den Bildhauer drängte, seine Statue fertig zu stellen, damit er endlich, nachdem er also sein Wort eingelöst, Hochzeit halten und heim reisen könne, da dünkte es dem Athener sehr schmerzlich, die schöne Maid einem Anderen lassen zu sollen. Und wäre zu ihr jetzt der Vater gekommen, ihr den Bräutigam zuzuführen, sie hätte ihm auch kaum mehr so willig und so fraglos Gehorsam gelobt. Aber es war einmal so geschehen, und daß es zu ändern, daran dachte Niemand.

Da nun der Tag der Hochzeit kam, — heute sind es zweitausend Jahre, — da waren sie Alle, die sich zu der Feier im Atrium des Hauses versammelt, um hier zuvor die fertige Statue zu betrachten, nicht eben froh gestimmt; bis auf den Einen, den Afrikaner, der strahlte vor Zufriedenheit. Der Bildhauer hob von seinem Werke die Hüllen, — und seufzte. Der Vater trat näher, sah seiner Tochter liebliche Züge, ihre jugendliche Gestalt lebenswahr nachgebildet, — und seufzte. Und das Mädchen sah gar nichts, die blickte zu Boden, und ihre Augen waren ihr von Thränen schwer. Der junge Punier, als der Schenker, ging näher heran, sein Geschenk zu prüfen. Er lobte des Atheners Arbeit, die Aehnlichkeit des Kopfes und der Haltung. Doch lauter noch pries er die Feinheit des Marmors, die Güte der Farben wie des Goldes, — die er

„Siehst Du,“ sagte der Herr Professor, indem er noch näher zur Lampe rückte und durch die Brille seinen Liebling musterte; „siehst Du, es kann doch ein Zweifel nicht herrschen, daß meine Erklärung die einzig richtige und zulässige ist. Wie ein sonst so bewährter Forscher gleich meinem sehr vorzüglichen Freunde behaupten mag, dies Unicum an Feinheit der Arbeit, sei nichts weiter, als ein Portrait einer schönen Dame, das begreife ich nicht. Er übersteht dabei diese Flecken, oder er glaubt sie vom Zufall veranlaßt. Doch was das Gold an diesen beiden Stellen tilgte, das kann kein Zufall sein. Der Bildner selber ließ sie frei, daß bin ich gewiß. Und eben deshalb kann ich gerade auf diese Fehler in der Vergoldung meine Auslegung begründen. Die Griechen jener klassischen Frühzeit, welcher dieser Kopf angehört, kannten nur die Bilder der Götter, noch keine Portraits. So stellt auch dies hier, sonder Zweifel, eine Göttin dar. So viel ist erwiesen. Zwar führt unser Freund, mir zum Gegenbeweise, jene zierlichen Thonfiguren der Tanagraer an. Doch ich kann sie nicht gelten lassen, denn sie stammen, — das sollte er wissen, — aus späterer Zeit und sind von sehr viel geringerer Arbeit. Da es somit unumstößlich gewiß ist, daß dieser Kopf eine Göttin darstellte, so fragt es sich einzig: welche war es? Und ich behaupte, es war Demeter oder Kora, die Hauptgöttin der silulischen Insel. Wo hier der Marmor aus der Vergoldung weiß hervortritt, berührte nämlich ein Kranz von Aehren die goldigen Locken. Vielleicht war derselbe aus Metall; vielleicht und wahrscheinlicher aber aus frischen, vollen Weizenähren und blauen Cyänen, wie sie die fruchtreiche Trinakria bietet. Und damit die Tempel-Jungfrauen wußten, wie sie täglich den Opferkranz zu schlingen hätten, ließ der Künstler, — sieh her, ist fraglos, — diese Stellen hier unvergoldet. Nun, was sagst Du zu meiner Erklärung?“

„Ich?“ fragte die Professorin.

Sie war sehr erschrocken, denn sie hatte, — man muß es gestehen, — nicht zugehört. Sie hatte nur das Eine gedacht: Ach, käme doch endlich, von oben her, aus den Wolken, aus dem Fabelreiche, eine Entscheidung; irgend eine, ob falsch ob recht, daß er nur wieder für Anderes offen, daß er auch für mich da sein könnte! —

„Nun, was sinnst Du? hältst Du etwa nicht diese meine neue Theorie für die richtige?“

„Ich...“ sagte sie zögernd noch einmal und starrte unverwandt auf die beiden Flecken. Und weil ihr zufällig in ihre Augen etwas Feuchtes gekommen sein mochte, erschienen sie ihr ganz verschwommen.

„Ich weiß nicht, sie sehen so rund aus, so seltsam wie — wie zwei Lippen. Ich glaube, es sind Spuren von Küssen.“

„Von Küssen!“ rief der Herr Professor. Er war jäh in die Höhe gefahren vor Entsetzen über die unwissenschaftliche Deutung. „Was sagst Du? von Küssen, die Spur auf den Haaren meiner Antile?“

„Ja,“ entgegnete sie ihm mit plötzlichem Muthe, „das glaube ich; denn in alten Zeiten, auch bei den Griechen, hat man sich geküßt, wenn man sich recht gut war. Besonders,“ setzte sie leiser hinzu, „am Abend vor Neujahr.“

„Wie kannst Du nur solche Thorheiten reden!“ so brauste er auf, zum ersten Male heftig seit ihrer Ehe, — „die Griechen kannten —“

„Unsere Jahres-Eintheilung gar nicht. Das weiß ich. Aber wir haben sie einmal. Und nun, — hörst Du nicht, Mann — da schlägt es! — Proßt Neujahr.“

Er sah ihre dargebotene Hand nicht. Er hörte nicht auf das Schlagen der Thurmuh. Er war noch ganz bei seinen Gedanken.

„Ich begreife Dich nicht. Eine solche Unwissenheit siehst Du sonst nicht ähnlich. Sieh Dir bitte genau diesen Kopf an, hier diese Flecken und...“

„Ich habe doch Recht,“ rief seine Gattin, „schau Du nur den Kopf an: er lächelt dazu!“

„Er lächelt? Wie kannst Du so etwas sagen! Das ist ja ein — Unstun...“ Der Herr Professor hatte laut und heftig begonnen. Aber das gar nicht höfliche Schlusswort sprach er in recht zaghaftem Tone.

Denn das Köpfchen lächelte wirklich.

Seine schön geschwungenen Lippen theilten, öffneten sich, — es sprach! „Liebe Frau,“ so begann es; — sie hatten Beide niemals Griechisch fließend reden gehört, es klang wie Musik, und was sie noch mehr Wunder nahm, die Satzbildung

Fragen Antwort ertheile.“

Er wandte sich stumm, vor Erregung fast zitternd, zu seiner Gattin.

„Ich bitte Dich,“ sagte sie zu dem Köpfchen, „erzähle uns, so viel Du kannst. Es interessiert mich, von Dir zu erfahren. Denn was meinen Mann beschäftigt, ist auch mir wichtig, so sehr wie ihm.“

Da drückte der Herr Professor zärtlich mit seiner Linken, — in der Rechten hielt er den Kopf noch, — unter dem Tischtuch der Frau Professorin die Hand.

Das Köpfchen lächelte sein feines, hoheitsvolles, griechisches Lächeln. „Hört also. Wer ich bin, wollt Ihr wissen, und was die Flecken im Golde bedeuten? Es war einmal, — so fangen ja, dünkt mich, bei Euch hier zu Lande die Märchen an; dies aber ist eine wahre Geschichte, wie dürft' ich sie sonst einem so großen Gelehrten berichten? — es war einmal in der Stadt Silbäum, am westlichsten Punkte der dreispitzigen Insel, ein reicher Kaufherr. Bei dem erschien eines schönen Tages ein junger Fremder aus Karthago und brachte zum Zeichen, daß er eines alten Gastfreundes Sohn sei, eine tessera hospitalis. Denn damals, Ihr als Gelehrter wißt das, damals ist es Sitte gewesen, daß zwei Freunde, bevor sie sich trennten, aus dem Zahne des Elephanten, oder aus anderen feinen Knochen, eine kleine Hand schnitten ließen. Die ward dann mitten entzwei geschnitten und auf die beiden Schnittflächen rihte ein Jeder seinen Namen ein. Brachte nun ein Unbekannter die eine Hälfte des Knochenhändchens und paßte sie genau auf die andere, so ward er als Freund willkommen geheißen. Eine solche tessera also wies zur Beglaubigung seiner Herkunft der Jüngling vor.“





Czechoski 1887

gegeben. Und da er also die Marmorfigur von allen Seiten betrachtete, entdeckte er plötzlich vorn auf den Haaren, dicht über dem Scheitel zwei Stellen, an welchen das Gold fehlte.

„Also bin ich doch im Rechte,“ rief der Gelehrte, „es war nicht Zufall, was die Vergoldung des Haars dort zerstörte?“

„Hor' nur erst weiter.“ — Da er also die Stellen entdeckte, ward der Afrikaner zornig. „Wie,“ rief er schmähend, „Du diebischer Bildner, Du hast von dem Golde für Dich behalten? Nichts da; ich gab Dir so viel, wie Du brauchtest, das Haar zu bedecken. Was fehlt, das hast Du mir zu ersetzen. Ich bin nicht Einer, der sich ruhig bestehlen läßt.“

Der arme Künstler war sehr erschrocken. Er betheuerte beim Sturz, daß er kein Stäublein für sich behalten, daß er alles Blutgold getreulich verwendet. Was half sein Betheuern ihm! Der Afrikaner tobte nur lauter und schmähte und fluchte und schwor, ihn in's Gefängniß zu werfen, ja ihn zu tödten, wenn er das Gold, das er gestohlen, nicht ausliefern werde. Dagegen rief Lenso heftig der Künstler, er könne nicht ausliefern, was er nicht genommen, wovon er nicht wisse, wo es verborgen, denn er sei kein Dieb und kein Hehler, er verachte das Gold. Der Hansherr suchte den Streit zu schlichten, die Freunde, die zur Hochzeitsfeier schon versammelt, liefen hin und her, von dem Einen zum Andern, zur Ruhe, zur Versöhnung mahnend. Es war ein Lärmen, wie es noch nie in diesen heiteren Räumen gehört ward. Aber inmitten des lauten Tobens stand in ihrem Festgewande von zartem Violett, gesäumt mit Purpur, und perlengeschmückt, die junge Braut. Sie hatte nur einmal raschen Blickes die Augen erhoben, den Bräutigam, die Stame, den Künstler eine Secunde lang angeschaut. Jetzt hielt sie ihre Lider wieder still gesenkt. Und als sich das Lärmen ein wenig legte, wandte sie sich an ihren Vater: „Ich bitte Euch, jaget dem Sohne Eures Gastfreundes, er soll nicht mehr forschen, — ich weiß, wo das Gold ist.“

Da waren Alle voller Staunen und wollten hören, wo sie es gefunden. Sie wiegte den Kopf, sie sagte es nicht. Und der heißblütige Sohn Karthago's schmähte auch sie, es wäre nicht wahr, was sie gesprochen, es wäre eine List, ihn hinzuhalten. Er schmähte lauter noch ihren Vater, der sich nicht von seinen Schätzen trennen könne und nur geizig, das alte Wort an seinen Gastfreund einzulösen, weil er seines Kindes Morgengabe nicht herausgeben wollte. Um Jenen endlich zu bewegen, habe er, der Afrikaner, sich gezwungen gesehen, die kostbare Statue machen zu lassen. Und nun schalt er ihn treulos und geizig, ihn, alle Seinen, alle Kaufleute zu Vitybaeum und alle Griechen der Insel Sicilien.

Sie ließ ihn ruhig ein Weilchen reden. Dann begann sie von Hals und Armen ihre Ketten abzustreifen, nahm aus dem Haar ihren silbernen Stirnreife und all ihre Ringe, all ihren Schmuck. „Ihr glaubt mir nicht?“ sprach sie, „Ihr meint, mein Vater wolle Euch seine Schätze nicht geben? Hier, nehmt sie hin. Das ist's doch gewesen, weshalb Ihr mich zur Ehe begehrt. Wisst denn, meines edlen Vaters Tochter folgt nur einem Gatten, der ihn zu ehren weiß, seine Freunde und seine Heimath. Das hättet Ihr Euch sagen können. Nehmt Alles, — doch geht.“

Und der Afrikaner? In bebendem Zorne kehrte er sich von ihr zu der Statue. Sie seien sich gleich, die Beiden, an Kälte, an Härte und steinerne Herzlosigkeit, so rief er wütend, hob seine Faust und — zertrümmerte sein Geschenk. Und während der Körper des köstlichen Kunstwerkes zerbarst und zerbrach in tausend Stücke, während der Künstler mit einem Schrei des Schmerzes hinzusprang, den Kopf, diesen Kopf, den Ihr hier vor Euch seht, aufzufangen, zu retten, vor dem Verspringen zu schützen, während dessen war der wilde Fremde entwichen. Den Schmuck aber hatte er mit sich genommen.

Und als er fort war, und die Gäste, weil nun keine Hochzeit sein konnte, ihm gefolgt waren, da sprach zu seiner Tochter der Kaufmann, — im tiefsten Herzen war er froh, von solchem Eidam sich befreit zu sehen: — Nun sage mir endlich, wie durftest Du's wagen, ihm so zu begegnen? Wie konntest Du wissen, wo jenes Gold ist?

Sie trat zu dem Künstler, blickte ihm in die traurigen Augen, legte den Finger an seine Lippen und sagte kühnlich: „Da ist das Gold.“

Er wich zurück. Und die Stirne ihres Vaters legte sich in gar finstere Falten.

Verteidige Dich, so sprach das Mädchen, und leugne jetzt noch, wenn Du es wagst.

„Wie kann er es leugnen,“ rief der Vater, „die Goldspur liegt ja auf seinen Lippen!“

„Wie sollte ich es leugnen,“ sprach stolz der Künstler, „Du weißt es selber, wie sehr ich Dich liebe. Aber weil Deines Vaters Reichthum, weil meine Armuth uns ewig scheiden, habe ich, — daß mich die Spuren des frischen Goldes verrathen würden, bedachte ich freilich nicht, — habe ich in bitterer Entscheidung, nur einmal, zum Abschied, Dein Bildniß auf das Haar geküßt.“

„Und das,“ so schloß das Marmorköpfschen, „ist die Erklärung dieser zwei Flecken.“

Die Frau Professorin that einen Seufzer der Erleichterung aus tiefstem Herzen. Da war ja die Lösung, die sie so schnell herbeigewünscht hatte. Aber sie war viel zu gut, um an sich allein, nicht an Andere zu denken. „Und was ward dann noch aus den Beiden,“ fragte sie schnell, „was aus dem abgewiesenen Freier? Und was geschah weiter?“

„Weiter?“ das ist gar leicht zu errathen. Der gute Kaufherr zu Vitybaeum verschwor sich mit vielen hohen Eiden bei allen Göttern Griechenlands und der Insel Sicilien, wie reiche Väter es damals thaten, sein Kind nicht dem armen Künstler zu geben. Aber wie es den strengen Vätern meist erging damals, — ich kann nicht wissen, ob es inzwischen anders geworden, — bevor die nächste Nacht herumgegangen, hatte er den Schwur widerrufen und seine Einwilligung ertheilt. Es war aber noch Eines, was außer seiner Tochter Thränen ihn umgestimmt. An demselben Abend war nämlich ein Schiff von der afrikanischen Küste in dem Hasen gelandet, dessen Führer hatte ihm von seinem Gastfreunde zu Karthago die Kunde gebracht: der Sohn sei gestorben, die tessera hospitalis gestohlen, der Slave, der sie entwendet, verschwunden. Und so ließ der Gastfreund sagen, vor diesem Flüchtling sollte man zu Vitybaeum wohl auf der Hut sein. Die Kunde kam nur ein wenig zu spät. Dennoch that sie ihre Wirkung.

In dieser Stunde vor zweitausend Jahren gab es in der Stadt Vitybaeum zwei glückliche Menschen. Und sie sagten es sich, daß sie's waren. Heute, in dieser selben Stunde nach zweitausend Jahren, sehe ich wieder ein solches Paar vor mir, das sich liebt, sich angehören darf, aber — horch, hörtet Ihr die Glocke nicht schlagen? So lebt denn wohl. Meine Zeit ist vorüber.“

„Halt,“ rief der Professor, „ich muß noch mehr wissen. Wie wardst Du bewahrt vor weiterer Zerstörung, wer vergrub Dich im Erdreich, wer hat Dich gefunden?“

Das Köpfschen lächelte bedeutungsvoll.

„Ich bitte Dich,“ sagte die Professorin, „sprich noch weiter. Ich möchte hören, ob die Zwei auch glücklich blieben in ihrer Ehe, und was sie ferner noch erlebten?“

Das Köpfschen lächelte, aber es schwieg.

„Du willst nicht mehr reden? Ich glaube gar, Du höhnt mich. Sag an: sprichst Du vorhin? War es ein Traum nur, der aus dem summenden Theekessel aufstieg? Was bedeutet Dein Blick? woran willst Du mich mahnen? ich verstehe es nicht! — Hilf Du mir, Liebe,“ so wandte der arme gelehrte Professor sich zu seiner Frau, „sag Du mir, was mag das Marmorköpfschen noch von mir wollen, und weshalb lächelt es wohl so spöttisch?“

Was darauf seine kluge Gattin ihm zur Antwort gegeben, und was er that, und was sie erwidert, das hat die Geschichte nicht aufgezeichnet, das mag sich ein Jeder nach seiner Art denken.

Nachdruck verboten.

Aus dem Pariser Gesellschaftsleben.

Paris, im December 1888.

Die Sitten eines Landes und einer Weltstadt, wie Paris, wandeln sich nur langsam, so langsam, daß der Zeitgenosse kaum etwas davon merkt, oder doch nur, wenn er ein langes Leben hinter sich hat. Dieser Wechsel vollzieht sich unter tausend Einflüssen, von denen die sociale Gesetzgebung, der internationale Verkehr, die Politik vielleicht die bedeutendsten sind. Aber Geleize werden erst gegeben, wenn ihr Inhalt schon längst, wenn ich so sagen darf, in Fleisch und Blut der öffentlichen Meinung übergegangen ist, und auch die Gebräuche fremder Völker bürgern sich nur langsam und um so unmerklicher ein, als sie stets einen Theil ihrer Eigenart aufgeben, um sich mit den heimischen zu verschmelzen.

Nur ein Beispiel! Der Boden war in Frankreich für die Ehecheidung so vorbereitet, daß die Aufnahme dieser in das Volksleben doch gewiß tief eingreifenden Reform ohne Schwierigkeit sich vollzog.

Wenn es nun schon hierbei still und ruhig berging, wie viel mehr müssen kleine gesellschaftliche Reformen sich unbeachtet vollziehen!

Ich habe mich schon in früheren, unter derselben Ueberschrift in diesem Blatte erschienenen Aufsätzen mit dem wachsenden Einflusse beschäftigt, den das amerikanische Geldproletium und der russische Abenteuer auf die Pariser Gesellschaft ausübten, und ebenso mit den schädlichen Folgen des aus England überkommenen Clubwesens. In den meisten Fällen werden sich die Ursachen für diese oder jene mehr oder weniger tiefgehende Aenderung der Sitten und Gebräuche kaum feststellen lassen, und zwar deshalb nicht, weil es sich um eine unbegrenzte Wechselwirkung derselben handelt. Auch hier gilt das Goethe'sche Wort vom Weber-Meisterstück:

Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schiffein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden umgesehen hierhen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Nur einige Beispiele dafür! Mehr und mehr verspätet sich in Paris die Stunde des Diners. Daraus ergibt sich naturgemäß ein Hinanschieben der Theaterstunde. Der späte Schluß der Vorstellung verhindert nun seinerseits wieder, dem einst so beliebten Souper die ehemalige Ausdehnung zu geben. Es schrumpft zu der Bedeutung des Morgen-Kaffees zusammen, und dieser Wandel wirkt auf das ganze gesellschaftliche Leben zurück.

Ferner: die Nachahmung der englischen Sitten führt zu einem sehr reichlichen Lunch, zum five o'clock, bei dem die Russen-Berechnung dem Caviar-Brödchen und dem Schnaps ein weites Feld eingeräumt hat, und so wird denn dort oft so reichlich „gedespert“, — um einen in Deutschland üblichen Ausdruck zu gebrauchen, — daß man überhaupt nicht dinirt und es vorzieht, den letzten Akt des armen Dichters dem erweiterten Souper zu opfern. Der neueste Chic der Mode will es, daß nach der kirchlichen Trauung bei den Eltern der jungen Frau ein Lunch servirt wird. Dieser Lunch ist eine Gargantua-Mahlzeit, die fast zur selben Stunde eingenommen wird, wie nach alter, guter deutscher Sitte das Mittags-Essen. Niemand denkt natürlich nach diesem Niesen-Zumbiß noch an's Diner, und da das Theater spät beginnt, so fällt man die Zwischenzeit mit einem improvisirten Tänzchen aus, an dem das längst verschwundene junge Paar natürlich nicht Theil nimmt. Die Wagen stehen vor der Thür und führen die Gäste endlich in ein Mode-Theater, wo für sie einige Logen gemiethet sind. Und nun kann sich der unbetheiligte Zuschauer, — vorausgesetzt, daß ihn das Stück kalt läßt, — an einem anderen widerspruchsvollen Schauspiel ergötzen. Derjenige Theil des vornehmen Publicums, der nach Pariser General-Regel spät dinirt hat, betritt übersättigt, fast genußunfähig seine Logen und das Parquet, die Damen in Gesellschafts-Toilette, die Herren in ihr Frack. Einige von ihnen werfen entrückte Blicke in die gegenüber liegenden Logen, wo glacirte Früchte, Eis, Kuchen servirt werden.

Die Leser errathen, daß es sich hier um unsere Hochzeits-Gäste handelt, welche sich wieder Appetit angetaunt haben und infolgedessen den Ueberfüllten ein Greuel sind. Wir haben es also hier mit zwei Strömungen zu thun: die Früherer möchten den Beginn der Vorstellung um sechs Uhr, damit sie, statt sich mit candiden Früchten zu begnügen, nach dem letzten Fallen des Vorhanges ein reichliches Diner einnehmen können; die Späterer umgekehrt möchten den Anfang der Vorstellung hinausschieben, um nach dem Dessert noch etwas Lust zu schnappen. Fügen wir nun noch hinzu, daß es hauptsächlich das englische five o'clock ist, welches die Dinerstunde verspätet, und daß andererseits der Mode-Dichter leider die Form seines Stückes von diesen rein äußerlichen Gebräuchen abhängig macht, so werden mir die Leser Recht geben, wenn ich vorhin auf die angezogenen Goethe'schen Verse hinwies.

Sehr gebräuchlich sind jetzt die farbigen Diners, les diners de couleur. Man erräth, worin sie bestehen. Bei dem weißen Diner beispielsweise erscheint nicht nur die Braut in einem weißen Kleide, sondern auch der reiche Blumenschmuck der Tafel buftet in der Farbe der Umkleidung. Bei dem Rosen-Souper, — der Name sagt es schon, — ist die rothe Rose die Königin und prangt selbst am Herrenfrack. Die Kerzen, welche die Hänge-

lampen bekanntlich ganz verdrängt haben, sind von der „rosenfarbigen Fos“ berührt, und die Tafel schrimt in einem rosigen Dufte zu schwimmen. Natürlich bleibt der Phantasie in der Anordnung der Grundfarbe, welche dem Diner den Namen giebt, ein großer Spielraum.

Die Blumen spielen in Frankreich übrigens nicht nur bei den Dinern eine wichtige Rolle. So bietet die Prinzessin von Sagan, die Tochter eines reichen Börsebarons, jedem ihrer Pariser Wintergäste, welche sie, im Sommer mit einem Sonderzuge und in Salonwagen auf ihre Besitzung von Nello abholen zu lassen pflegt, reichgefüllte Blumenkörbe aus dem unerforschlichen Reichthum ihrer Gewächshäuser. Sie ist es auch, welche in Paris die Mode aufgebracht hat, beim Cotillon elegante Kämmen, kostbare Fächer, Notizbücher und Kippfächer aller Art vertheilen zu lassen, welche die Tänzerinnen und Tänzer als Andenken mit sich nehmen. Man kann diese Neuerung, welche in anderen Häusern vielfach nachgeahmt wird, ja allerdings etwas — fast möchte ich sagen, prophetisch finden, insofern gefällig sie.

Wir haben es hier übrigens auch mit einer jener Ehen zu thun, welche der Kategorie der sogenannten Vernunfttheurath angehört. Die Prinzessin von Sagan, deren Monstre-Feste mit ihren Thierkostümen und anderen Extravaganzen von der gesammten Reporterwelt geschildert und gefeiert werden, lebt bekanntlich getrennt von ihrem Gatten. Da dieses Verhältniß von den Pariser Blättern ohne jede Gene besprochen wird, — ebenfalls bezeichnend für die Verhältnisse Seine-Babels! — so begehe ich keine Indiscretion, wenn ich es erwähne und übrigens nur deshalb kurz erwähne, weil es sich hier um ein typisches Beispiel für die so zahlreichen unglücklichen Ehen in der vornehmen Pariser Gesellschaft handelt. Ein Dichter aber, der es zum Vorwurf für sein Drama oder seinen Roman wählen würde, brauchte nicht lange nach einem Titel zu suchen. Dieser lautet: „Gold und Wappen!“ oder, wie der Franzose sagt: „Die Vergoldung des Wappens“ . . .

Eugen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Lotteric-Schweltern. Von Josef Gisela. Siehe das Bild, Seite 1. — Das Lotterie-Spiel gehört zu den Uebeln, die man duldet, um schlimmere zu verhüten, und weil man das Nützliche, welches es im Gefolge hat, nicht entbehren mag. Das Nützliche sind die Einnahmen, welche die Staats-Lotterien dem Staats-Säckel zuführen, ohne daß des Staates getreue Unterthanen diesen beträchtlichen Abfluß aus ihrem Privat-Vermögen in den Besitz des Staates als eine Steuer empfinden. Das Schlimmere aber, das man verhüten möchte, ist das Hazardspiel, denn die Neigung der meisten Menschen, „dem Glücke die Hand zu bieten“, ist eine so starke, daß man glaubte, ihr ein gefällig geregeltes und controlirtes Ventis öffnen zu müssen. Wir haben daher die Klassen-Lotterie, andere Länder das Zahlen-Lotto als staatlich organisirtes Glücksspiel, und so groß ist die Lust der meisten Menschen, schnell reich zu werden, daß sie das Spiel in der Lotterie nicht verachten, trotzdem sie wissen, daß sie diesen Wunsch auf diesem Wege an unwahrscheinlichsten in Erfüllung gehen sehen werden. Welches von beiden Systemen, die Klassen-Lotterie oder das Zahlen-Lotto, dem Spieler größere Chancen bietet, mag hier unerörtert bleiben; im Allgemeinen behält jedenfalls das Sprichwort Recht, wenn es behauptet, daß noch Niemand durch das Spiel reich geworden ist. Dem Zahlen-Lotto aber sagt man noch, daß es den Eifer am Spiel besonders fördere und daß es den allertrafflichsten Aberglauben im Gefolge habe. Es mag ja etwas Wahres daran sein, denn während Jemand, der sich einbildet, auf eine bestimmte Zahl gewinnen zu müssen, keine Möglichkeit hat, sich in der Klassen-Lotterie ein Voos mit dieser Nummer zu beschaffen, kann er im Zahlen-Lotto jeden Augenblick die Zahl spielen, die ihm glückverheißend scheint. Aus diesem Grunde, d. h. weil man überhaupt, das weibliche Geschlecht bei dem Aberglauben besonders zugänglich, will man auch beobachtet haben, daß in Ländern mit Zahlen-Lotto dieses sich besonders eifrig am Spiel betheilige, und solche eifrige Spielerinnen sind dort unter dem Namen Lotteric-Schweltern bekannt. Die Zahl, die ihnen im Traume erschienen ist, die Nummer des Fialers, den sie auf der Straße mit einem anderen caramboliren sehen, das Mehr, um das der Fialer die Semmel aufgeschlagen hat, erscheint ihnen als ein Fingerzeig, mit welcher Zahl sie ihr Glück machen können. Und sie gehen hin und legen ihr sauer erspartes und erarbeitetes Geld für eine Hoffnung auf den Tisch, an der sie bis zum nächsten Ziehungstage ihre Freunde haben. Die Enttäuschung, welche dann nicht ausbleiben pflegt, läßt sich ja verwinden. Man sollte nicht zu sehr von oben auf diese hoffnungsreichen Lotteric-Schweltern herabsehen, denn in Illusionen leben und von Illusionen gehen wir Alle.

Ersehnte Nachricht. Von W. von Czadorstki. Siehe das Bild, Seite 5. — Ein Brief, der zwei Mädchenherzen zugleich glücklich macht, die Empfängerin selbst und ihre blonde Freundin, zu der die erstere sofort geeilt ist, um ihr die gute Nachricht vorzulesen. Denn eine gute Nachricht muß er enthalten; das sieht man den beiden schönen Mädchenköpfen an. Welcher Art diese Nachricht sein mag? Jeder mit Phantasie Begabte wird sich seinen eigenen Roman zurecht machen und ihn dem Bilde unterlegen, da jede Frau Phantasie hat, so wäre es überflüssig, den freundlichen Leserinnen darin vorzugreifen.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Spanische Wände und Ofenschirme. — Unter allen Gebilden des Kunstgewerbes ist keines, das der Phantasie ein so freies Spiel gewähren könnte, als die spanischen Wände und Ofenschirme. Es giebt kaum ein Werkmaterial, welches nicht an ihren Verwendungsfände: fingerdickes Schmiedeeisen und lustiges Seidengewebe, Eichenholz und Vogelfedern, Drahtgestalt und Papier, Gobelin und Sackleinwand, Bronze und Kattun, kurz alle Abstufungen vom Theuersten zum Wohlfeilsten, vom Solidesten zum Vergänglichsten sind in diesen losen Wänden vertreten.



Hängelampe

In Messing. Nach einem Entwurf des Architekten Palmhuber in Stuttgart ausgeführt von Paul Stog, Kunstgewerbliche Werkstätte in Stuttgart. Aufgehoben 155 Cent. hoch, ausgezogen 170 Cent. hoch; Durchmesser 45 Cent.

Ist für Dilettanten-Arbeiten zur Füllung der Holz-

Die spanischen Wände pflegen aus mehreren, in Angeln beweglichen Gliedern zu bestehen. Diese Gliederung ist nicht nur für den Gebrauch bequem, sie erleichtert auch die Decoration. Typisch für die Gestaltung der spanischen Wand ist ein mit einem Ornament gekrönter Holzrahmen, welcher unten von kurzen Füßchen getragen werden kann. Schon in der Ausstattung dieser Rahmen hat die Phantasie sehr viel Freiheit und ist nur daran gebunden, daß die Rahmen an den Seiten gerade sind, um sich in den Angeln bewegen zu können. Ob man die Rahmen schwerer oder leichter macht, hängt von der Bestimmung der Wand ab; nur muß mit dem Gewichte und der Solidität des Rahmens dann auch die Füllung desselben harmoniren.

Die Angeln, in welchen die einzelnen Stücke der spanischen Wand sich drehen, sollten immer so konstruirt sein, daß man die Wandstücke nach beiden Seiten hin drehen und auch vollständig zusammenlegen kann. Bei nur einseitig drehbaren Wandstücken ist gegen einen zierlichen Beschlag nichts einzuwenden.

Die Hauptsache ist natürlich immer die Füllung des Rahmens. An Material stehen hierfür Gewebstoffe aller Art, Papier, dünnes Holz und Blech zur Verfügung. Und alles das kann in der mannigfachsten Weise combinirt und decorirt werden.

Wählt man zur Rahmenfüllung gemusterte Stoffe, so dürfen dieselben die lebhaftesten Farben, die reichsten Muster aufweisen. Wenn irgendwo das Groteske eine Berechtigung hat, so ist es hier. Wohlfeile Stoffe können durch eingestrichene oder aufgenähte Verzierungen zur Wirkung des Kostbaren gehoben werden. Ein Uebergang von der Stofffüllung zum Holzrahmen durch irgend eine Vorderüre muß immer hergestellt werden.

Auch Papier



Weinkühler oder Jardiniere

In patinirtem Kupfer mit Schmiedeeisen. Aus dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Hirschwald) in Berlin, Unter den Linden 54. In verschiedenen Größen gefertigt.

rahmen höchst verwendbar. Die heutige Tapeten-Fabrikation liefert so prächtige Sachen, daß durch sie allein schon die Erfindungs-gabe und Combination im reichsten Maße angeregt wird.

Ein besonders dankbares Feld aber bietet die spanische Wand der dilettantischen Malerei. Macht man doch an ihren künstlerischen Schmuck bei weitem nicht die Ansprüche, wie an das Staffelei-Bild. Auf einer spanischen Wand kann und soll die Phantasie des Malers in der ausgelassensten Weise thätig sein, ihre muthwilligsten Launen entfalten. Glänzendes Ebenholzschwarz, Gold und Silber sind hier als Untergrund vollenberechtigt; alle Farben, die in der Natur niemals zum Vorschein kommen, dürfen hier prunken und schillern, das Unmögliche darf sich zeigen: Blumen, aus welchen verwunschene Prinzessinnen herauswachsen, Libellen, auf welchen Däumlinge reiten, wolkendurchdringende Silberschiffe und submarine Korallen-Landschaften, goldene Spinnengewebe und japanische Drachen. Kurz, was die Kinderstube für die märchen-erzählende Poesie, das ist spanische Wand und Ofenschirm für die Malerei.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit liegt darin, daß die spanische Wand immer als ein Versteck erscheint. Sie kann ja nicht

nur technisch, nicht aber künstlerisch von der spanischen Wand. Technisch hauptsächlich dadurch, daß er eigentlich immer aus unverbrennlichem Materiale sein sollte, ein Grunddaz, gegen welchen freilich in der Hälfte aller Fälle gesündigt wird. Ein eiserner Ofen wenigstens sollte nur wieder mit einem metallenen Ofenschirm umgeben werden. Bei Porzellan-Ofen ist die Feuergefahrlichkeit eines Schirmes mit Holzrahmen und Stofffüllung weniger bedenklich. Für Dilettanten-Hände ist freilich Metall ein sprödes Material; indessen mag hier doch erwähnt werden, daß es eine Art der Metall-Technik giebt, welche auch ohne Schmiedefeuer und bei verhältnismäßig geringer Uebung dem Dilettanten Gelegenheit bietet, größere Flächen zu decoriren: das Drahtgeflecht. Außer diesem hält aber auch Lackfarbe einen respectablen Wärmegrad aus; zur Decoration von blechernen Ofenschirmen dürften insbesondere Vronzefarben auf schwarzem Lackgrunde empfohlen werden.

M. Haushofer.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Wie alljährlich, so hatte der Verein der Berliner Künstlerinnen auch diesmal einen Weihnachts-Bazar veranstaltet. Die eingesandten Gegenstände waren ebenso zahlreich



Berliner Gesellschafts-Toiletten. — Siehe Seite 8.

wie die künstlerischen Ideen neu und originell. Mit dem unscheinbarsten Material wurden oft die köstlichsten Wirkungen erzielt. Auf all die reizenden Säckelchen, wie Bleistift- und Federzeichnungen, Brand- und Delmalereien auf Buchdeckeln, Taschenbüchern, Schiefertafeln als Speisefarben, Paletten als Kalender u. s. w. einzugehen, müßte zu weit führen. Genüthigt, uns auf das durch Technik und Ausführung Hervorragende zu beschränken, seien zunächst die verschiedenen keinen Möbel und Platten mit vorzüglicher Malerei von Clara Vobedan erwähnt, denen ein im Feuer gehärteter Lacküberzug außer der Dauerhaftigkeit besonderen Reiz verlieh. Unter den geätzten Metallplatten bemerken wir eine äußerst gelungene von H. Vehnert auf dem Deckel einer Photographien-Mappe. Eine Reihe bildeten die zunächst geätzten, dann patinierten und schließlich mit verschiedenen Bronzefarben gemalten Metallplatten, wie sie einem stilvollen Schranke und einem Ofenschirm von M. Schütz als Schmuck dienen. Auf dem Gebiet der Licht- und Ofenschirme waren überhaupt bedeutende Leistungen zu verzeichnen, so von der rühmlichst bekannten Blumenmalerin Hornmuth-Kallmorgen, von H. Jaerjen und M. Kirchner, welche Letztere in origineller Weise chinesische Kreppbilder auf Bast ausgeführt hatte. Höchst interessante Versuche auf dem Gebiete der Lack-Decorations lieferte M. v. Olfers, deren Platten ein kunstvoller Töpfer in Ostpreußen brannte. Von ihrer vielseitigen Begabung legen außerdem japanische Fächer Zeugnis ab, deren nationalen Motiven sie ihre berühmten liebreizenden Kindergestalten zwanglos einfügte. Einen ersten Platz in der Fächermalerei behaupteten die hochpoetischen Arbeiten von Luise Vegas-Parmentier. Ein ganzer Blütenfrüchling war hier über Gaze, dort über Seide ausgefrönt. Vorzüglich wirkte eine von Th. Vandien angefertigte Superpoete, welche Früchte und Vögel auf naturbraunem Holze darstellte. Schließlich seien noch die Emailen von E. Luthmer erwähnt, deren vollendete Technik sich des größten Beifalles erfreute.

Paris. — Vor Kurzem ist hier die Herzogin von Galliera gestorben. Die Heimgegangene hat ihren Namen durch Gründung zahlreicher Wohlthätigkeits-Anstalten und Museen in Frankreich und Italien bekannt gemacht; sie opferte für die Anstalten ungefähr 90 Millionen Francs.

Petersburg. — Die Hochzeit des Großfürsten Paul und der Prinzessin Alexandra von Griechenland wird auf Anordnung des Kaisers von Rußland und des Königs von Griechenland erst im October 1889 gefeiert werden. Der Großfürst wird dann zum Kaiser-Oberst ernannt werden. Das junge Paar soll in Jaroslaw-Selo residiren.



Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berliner Gesellschafts-Toiletten.

Siehe die Abbildung, Seite 7.

Gesellschaften und Bälle bilden die Signatur des neu beginnenden Jahres; die erste Sorge der eleganten Frau gilt daher der Toilette, welche allen Ansprüchen der Mode und des feinen Geschmacks genügen soll. Neben den Formen aus der Zeit des Kaiserreiches und des Directoriums macht sich die Prinzessprobe wieder geltend, und für sie bieten glatte, damastirte, gestreifte und im Pompadour-Geschmack mit großen Blumen überzogene Seidenstoffe eine reiche Auswahl dar. Der Jugend, welche den Gürteltaillen huldigt und zu glatten Röcken die mannigfaltigsten Schärpen-Arrangements trägt, stehen außer feinem Woll-Muffelin die düftigsten Gewebe zur Verfügung: glatter, oft vierfach über einander geordneter, sowie gemusterter Tüll, welcher entweder winzige Rüschen oder einen Perlenkranz, sowie eingewebte Blüthen aus Gold-, Silber- oder Kupferfaden zeigt; ferner Seidengaze, durch eingewebte Rüschen oder mit der Maschine eingestickte Ranken gemustert, von schmalen gleichfarbigen oder gegen den zarten Grund abtastenden Streifen durchzogen. Die Blüthenmuster der Blondentülls sind durch gerade Streifen in Größe de Chine-Gewebe oder durch Reihen großer Rüschen unterbrochen, welche bei den einfach eingereichten Röcken eine reizvolle Wirkung hervorbringen. Während Spitzen als Garnitur in den Hintergrund treten, nehmen Bänder deren frühere Stelle ein; ersehen sie doch selbst das Lebewerk der Blumenzweige, welche die Stoff-Fülle zusammenfassen oder, durch Tüllwolken leicht verschleiert, den Ausschmuck der Taille umgeben. Wasserblau und mattes Rosa sind die Lieblingsfarben der Jugend, während Nilgrün, sowie ein kräftiges Thee grün und jartes Violette von Damen reiferen Alters begünstigt werden. Gelten auch gelbe Blumen als von der Mode bevorzugt, so sind doch andersfarbige nicht minder gern gesehen; häufig finden sie sich mit Federn und Reihern vereinigt und verzichten dann völlig auf Saub, welches wiederum allein, besonders aus Sammet gefertigt, Haar und Kleider schmückt. Die Haartracht, sowie deren Garnituren zeigen das Bestreben, zu niedrigen, kleidsamen Formen zurückzuföhren; auch die langen Vocken finden wieder Gnade, und die Stirn wird mehr und mehr von dem verbedenden Haar-Gestänkel befreit. Was die Garnituren, wie Band-Rosetten, Blumen oder Federputz, betrifft, so sind sie meist rund und ziemlich flach gehalten, sodas sie die Pracht nur um ein Geringes übertragen.

Ein alter Bekannter, der weiße, auch mit Spitzeneinfügen verzierte Glas-Handschuh, macht seine früheren Rechte in diesem Jahre wieder energisch geltend; doch dürfte es ihm kaum gelingen, weber den leinenen Handschuh mit durchbrochener Manschette, noch den schwedischen Handschuh gänzlich zu verdrängen. E. F.



Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 11. Chinesische Plattstich-Stickerie. — Die auf Tuch mit offener Seide und Gold ausgeführte Vorlage entnehmen wir einem unserer Sammlungen von Stickerie angehörigen chinesischen Banner, das, wie es die nebenstehende Darstellung veranschaulicht, aus mehreren gesonderten, mit abtastendem Seidenstoff umrahmten Feldern zusammengesetzt, nicht allein im Kultus, sondern auch als profaner Wandschmuck verwendet wird. Eben solche Banner sind auch in Japan gebräuchlich, doch unterscheiden sie sich von ersteren sehr auffallend durch die Eigenart ihrer Zeichnung, trotzdem die Technik der Plattstich-Stickerie beider Länder die gleiche ist. Während bei chinesischen Plattstich-Stickerie die einzelnen Theile einer Blume, eines Schmetterlings etc., wie an der Vorlage, streng gesondert erscheinen und erst in ihrer Gesamtheit die Wirkung des organisch Zusammenhängenden hervorbringen, lehnen sich die japanischen Stickerie vollständig der Natur an. Da wächst die Blume gleichsam aus dem Boden heraus, entwickelt sich das Blatt mit allen zufälligen Abnormitäten; kurz die Stickerie macht den Eindruck, als hätte man ein Stück aus der Natur heraus geschnitten. Das hübsche Arrangement des Originals empfiehlt sich auch für unsere Wohnräume als Pfeiler-Decorations von Jenseitischen, Ecken, lauschigen Ecken u. s. w. Im doppelteiligen Plattstich auf leichtem Seidenstoff, Gaze etc. gearbeitet, bietet unsere hier und da mit Gold nuancirte Vorlage eine besonders wirkungsvolle Ausstattung zu Lichtschirmen, Kaminschirmen etc. A. D.



Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Punsch-Recepte.

Polnischer Königspunsch. 1 Kilo Zucker, an welchem man das Gelbe einer Apfelsine und einer Citrone abgerieben hatte, wird mit 1 1/2 Liter Wasser zu klarem, dünnem Syrup gekocht und durch ein Haartuch gegossen. Sodann giebt man den Saft von 3 Apfelsinen und einer Citrone, wie auch 4 Eßlöffel eingekochten Ananas-Saft, ferner 1 Flasche Schablis, 1 Flasche guten Rheinwein und 1 Flasche Burgunder dazu, läßt dies Alles fest zugedeckt, ohne daß es kocht, recht heiß werden und brennt hierauf 1 Flasche vom besten Rum über einem Stück Zucker darin ab. Ist dies geschehen, so gießt man 1 Flasche Champagner dazu und servirt den Punsch sofort. — Das Abbrennen des Rums geschieht folgendermaßen: Man legt ein in Rum getauchtes Stück Zucker in einen sehr sauberen, am besten neuen Eßlöffel von Blech, hält diesen über den Punsch und zündet den Zucker mit einem brennenden Zibibus an. Sobald der Zucker brennt, gießt man langsam immer neuen Rum dazu, welcher dann brennend aus dem Eßfel in den Punsch überläuft, bis das vorgeschriebene Quantum verbraucht ist.

Feiner holländischer Punsch. Die blüthendünn abgeschälte Schale einer Citrone, ein ganz kleines Stückchen Vanille und 1 Kilo weißen Mandis-Zucker übergießt man mit 2 Liter kochend heißem, schwachem Thee und läßt den Zucker sich darin auflösen.

Sodann giebt man 3 Flaschen Rosel- und 1 Flasche Rheinwein dazu, erhitzt Alles, ohne es kochen zu lassen, über dem Feuer und läßt hierauf 1 Liter echten, alten Rum über einem Stück Zucker brennend darin ablaufen. Citronenschale und Vanille werden schon vorher, wenn sie ihr Aroma genugsam dem Punsch mitgetheilt haben, daraus entfernt.

Kalter Punsch. In 1 1/2 Liter kaltem Wasser läßt man 1 Kilo in Stücke geschlagenen Zucker zergehen, giebt dann 1 Flasche Portwein, 1 Flasche sehr guten Bordeaux, 3 Flaschen verschiedenen Weißweins, 1/2 Flasche Cognac, 3 Gläschen Maraschino und 1 Flasche Champagner dazu, verrührt Alles gut und läßt es zugedeckt eine Stunde lang an einem kühlen Orte stehen. Es ist zu empfehlen, den Champagner erst im Augenblicke des Servirens in den Punsch zu gießen. O. S. W.



Gärtner

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rannenträger. — Ich habe in der Blumen-Ausstellung in Charlottenburg zum ersten Mal eine Gruppe von Rannenträgern gesehen. Ist es möglich, diese interessanten Pflanzen im Zimmer zu halten? F. Sch. in Steglitz.

Frühe Weintrauben. — Die schlechte Weinernte in diesem Jahr legt den Wunsch nahe, nur Frühtrauben zu ziehen. Welche Sorten sind besonders empfehlenswerth? Pfarrhaus in der Altmark.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Camelien (XV, Nr. 41, Beiblatt). — Das Abfallen der Knospen kann verschiedene Ursachen haben. Oft ist es die Folge von mangelhaftem oder unregelmäßigem Gießen, meist aber trägt ein plötzlicher Temperaturwechsel, auch ein großer Wärme-Unterschied zwischen Tag und Nacht und eine Veränderung des Standortes die Schuld, wenn die Camelia ihre Knospen, mitunter sogar ihre Blätter abwirft. Nur schwer und allmählig gewöhnen sich die Pflanzen, die in den Wäldern Japans einheimisch sind, an trockenere Stubenwärme; dennoch gelingt es bei richtiger Behandlung, sie auch im Zimmer zur Blüthe zu bringen. Dagegen werfen blühend gekaufte Exemplare meist ihre noch nicht erschlossenen Knospen ab, denn sie können den Wechsel des Standortes und die veränderten Wärmeverhältnisse nicht ertragen. Am geratheften ist es, derartige Pflanzen in ein laüles Zimmer zu stellen, den Unterfah stets mit etwas Wasser angefüllt zu halten und über Nacht ein feuchtes Tuch über Blätter und Blüthen zu breiten. Bei den schon an's Zimmer gewöhnten Pflanzen läuft man weniger Gefahr, daß sie ihre Blüthen nicht zur Entfaltung bringen. Man muß nur, wenn die Knospen schwellen, sehr reichlich gießen, so daß der Ballen nie austrocknet, sondern stets feucht erhalten bleibt. Ein gelegentlicher Düngerguß von sehr verdünnter Holzaschenlauge oder Guano trägt wesentlich zur Entwicklung der Blüthen bei. G. M. in Sorau.

Blaue Hortensien (XV, 136). — Blau blühende Hortensien erzielt man dadurch, daß man Kaut in die Erde giebt, in welcher die Pflanze steht. Im Uebrigen verweisen wir auf Nr. 41 vom vorigen Jahre, in welcher wir über die Behandlung der Hortensien nähere Ausführungen gebracht haben.



Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Geräucherter Schinken milder zu machen. — Wie kann man geräucherter Schinken, der beim Pöken zu scharf gesalzen wurde, im Geschmacke milder machen? Tagelanges Wässern erwies sich als erfolglos. Frau Rittergutsbesitzer A. G. in J.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Miesmuscheln (XV, 160). — Ein fester Preis für Miesmuscheln läßt sich nicht angeben, da derselbe Schwankungen unterworfen ist; meist kostet das Schock 1 M. 50 Pf. Die Muscheln sind in allen Fisch- und Delicatess-Handlungen vorräthig.

Wäsche-Rangeln (XV, 160). — Die einzig vollkommen ausreichenden Wäsche-Rangeln, die ein Plätten der Wäsche überflüssig machen, sind die großen englischen Drehtrollen.

Bezugsstellen: Ball- und Gesellschafts-Toiletten, Seite 7: J. Vandauer, NW, Unter den Linden 67; — A. Vaders, W, Friedrichstr. 66; J. A. Hecht, W, Leipzigerstr. 87. — Ballblumen, Seite 7: F. Emdtmann, W, Leipzigerstr. 88.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten und ein Modenbild.

Das erste Quartal des neuen Jahrganges eröffnen wir mit einer gemüthvollen und spannenden Novelle von Hermann Heiberg „Ira von Pogwisch“. Außerdem liegen uns noch folgende vortreffliche Erzählungen, Skizzen und Plaude-rien vor: „Kapitain Massa“ von Richard Voß; „Der letzte Gast“ von A. von der Elbe; „Die wandernde Psyche“ von Paul von Szczeplanski; „Eine homöopathische Kur“ von C. Biller; „Der goldene Schleier“ von Elise Polko; „Die Swillinge“ von Frida Schanz; „Der Schatz von Hiddens'oe“ von W. Bartels; „Aus deutschen Welfenschlössern“ von E. Vely; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Im Schilf“ von G. P. Heims; „Böse Zungen“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Meine Bedienung“ von Georg Malkowski; „Durch Nacht zum Licht“ von A. Trinius und weitere Arbeiten von Heinrich Seidel, Moritz von Reichenbach, Marie von Ebner-Eschenbach, M. Kirchner, Jakob von Falke, Helene von Goehendorff-Grabowski, Adalbert Meinhardt, Fedor von Jobeltz, A. von Gersdorf, E. von Wald-Jedtwig, José von Schneider-Arno, Ilse Frapan, Hanns von Spielberg u. A. Viele der angeführten Novellen und Skizzen werden von künstlerisch ausgeführten Illustrationen begleitet werden. Dem für die Bedürfnisse des Hauses und der Familie bestimmten Rubrikentheile werden wir nach wie vor eine besondere Sorgfalt angedeihen lassen.